

from political science methodology are unconvincing. While medieval history can benefit from judicious borrowing from the social sciences, including political science, the explanatory value of constructs based on unfounded assumptions is doubtful.

In particular, this monograph assigns too much agency to Christian “culture,” for instance, when it claims that: “To a certain level he [Władysław] identified himself with other lords by participation in the cultural project of Latin Christendom. He, therefore, acknowledged certain values and principles that would govern his inter-lordly behaviors and recognized the hierarchical order imposed by this culture” (p. 294). Medievalists should always be careful with their assumptions about medieval (political) culture. There are many examples—such as the diverse interpretations of calls for crusades, warfare within Europe, or the manipulative uses of claims to defend Christendom—that signal that, in fact, there was no common unifying Christian culture. Political expediency could override alleged Christian commonality, even making use of a supposed unity for particularistic purposes. Therefore, “participation in the cultural project of Latin Christendom” did not mean one particular type of behavior, nor did it entail the same values and principles for each actor. While rulers would hardly have presented themselves as acting against the interests of Christendom, their actual actions ranged widely, including, for example, in striking alliances with Muslims. There is therefore no direct link between any particular type of political behavior and a self-professed belonging to Latin Christendom. While it is possible to infer which values and principles dictated Władysław’s behavior from his actions, these cannot be directly deduced from an assumed common culture.

This volume will doubtless inspire other medievalists to engage with the methods and theories of political science. The most valuable aspect of the book, however, is K.’s meticulous analysis of the birth and context of the Angevin-Piast alliance.

Cambridge

Nora Berend

Baltisch-deutsche Kulturbeziehungen vom 16. bis 19. Jahrhundert. Medien – Institutionen – Akteure. Band 2: Zwischen Aufklärung und nationalem Erwachen. Hrsg. von Raivis Bičevskis, Jost Eickmeyer, Andris Levans, Anu Schaper, Björn Spiekermann und Inga Walter. (Akademiekonferenzen, Bd. 29.) Universitätsverlag Winter. Heidelberg 2019. 588 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-8253-6881-4. (€ 52,-)

Niemand wird den Nutzen wissenschaftlicher Konferenzen bestreiten wollen, selbst wenn man meinen kann, dass es bisweilen zu viele davon gibt. Auch wird niemand den Sinn einer Publikation von Konferenzbeiträgen in Abrede stellen wollen, selbst wenn es Vorträge geben mag, die nachzulesen kein Gewinn ist. Und doch konnte sich der Rezensent der ketzerischen Frage nicht erwehren, ob die Veröffentlichung des vorliegenden Konferenzbandes in dieser Form als gelungen zu betrachten ist.

Das liegt – das sei vorweg gesagt – sicherlich nicht an der Qualität der einzelnen Beiträge, die sich auf fachlich hohem Niveau bewegen. Aber genau dieses Problem erwähnte der estnische Historiker Mati Laur in seiner Rezension zum ersten Band *Baltisch-deutsche Kulturbeziehungen*, der 2017 erschienen ist¹ und die Beiträge einer Konferenz von 2014 versammelt, wenn er sich einen „Leser, der sich hinsichtlich seiner Expertise für mehr als nur einen Aufsatz des besprochenen Sammelbandes interessieren könnte“,² vorzustellen versucht. Den findet er dann in einer Person, die sich für „religiöse Feindseligkeiten in Riga in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und zu Beginn des 17. Jahrhunderts“ interessiert, weil sich vier Beiträge des Bandes mit dieser Periode befassen. Laur wiederholt hier in höflicher Form seine Kritik vom Anfang der Rezension, wo er die gemeinsame Be-

¹ RAIVIS BIČEVSKIS, JOST EICKMEYER u. a. (Hrsg.): *Baltisch-deutsche Kulturbeziehungen vom 16. bis 19. Jahrhundert. Medien – Institutionen – Akteure. Bd. 1: Zwischen Reform und Aufklärung*, Heidelberg 2017.

² *Forschungen zur Baltischen Geschichte* 13 (2018), S. 203–207, hier S. 204.

handlung von Estland, Lettland und Litauen in einem Band als eine „Mission impossible“³ bezeichnet.

Umso erstaunlicher ist es, dass gerade Laurs Rezension in der Einleitung des anzuzeigenden Buches, das die Beiträge der Folgekonferenz von 2015 vereint, lobend erwähnt wird: „Die Hoffnung, dass dieser Vorstoß in der Fachwelt für Diskussionsstoff sorgen würde, beginnt sich bereits zu erfüllen. So hat mit Mati Laur ein bedeutender Kenner der baltisch-deutschen Geschichte die in vorliegenden Bänden versuchte Integration Litauens in die historische Kulturlandschaft ‚Baltikum‘ genau bemerkt und als retrospektives Konstrukt kritisiert“ (S. 6 f.). Mit „diesem Vorstoß“ meint das sechsköpfige Herausgaberteam den Versuch der Konstruktion eines baltischen Kulturraums: „Die Begriffe Kulturregion und Kulturraum helfen dabei, diese Trennung [zwischen den Ostseeprovinzen Russlands und den litauischen Gebieten – C.H.], die in erster Linie anhand von Grenzen und Einflussphären politischer Herrschaften und konfessioneller Zugehörigkeiten begründbar scheint, zu überwinden und den Blick entschieden auf gemeinsame bzw. vergleichbare konkrete historische und kulturelle Abläufe zu richten. Auf der Grundlage zahlreicher Überlegungen und Anregungen, die vor allem aus der jüngeren Forschung hervorgehen, ist es insofern durchaus berechtigt, von *einem* baltischen Kulturraum zu sprechen.“ (S. 6) Hier wird handstreichartig aus einer Postulierung eine Berechtigung gemacht. Solange die angeführten „zahlreichen Überlegungen und Anregungen“ nicht mitgeteilt werden, ist die Argumentation zirkulär. Das wiederholt sich auf S. 9: „Soweit das Konzept des Kulturraums auf engste Weise mit zeitlich und räumlich spezifisch perspektivierten Kulturbeziehungen verbunden ist, bedarf es in erster Linie vieler quellenbasierter Fallbeispiele, durch welche die Beschreibung eines historischen Kulturraums überhaupt erst ermöglicht wird. Sie bereitzustellen [...], bildet das Hauptanliegen der zwei Akademie-Konferenzen über baltisch-deutsche Kulturbeziehungen in der Frühen Neuzeit.“ Mit anderen Worten: Man lädt sich Fachleute für ein im Vorfeld definiertes Gebiet (hier als „Baltikum“ bezeichnet, S. 1) ein und will durch die von ihnen angeführten Fallbeispiele die Plausibilität eben dieses Gebiets unter Beweis stellen. Wie aber will man die litauische Kulturgeschichte ohne einen Blick auf Ostpreußen und Polen begreifen, wie die estnische ohne den Blick nach Finnland? Das „Baltikum“ bleibt ein von außen übergestülptes Konzept, das in den Ländern selbst nur wenig Verwendung findet, und wenn, dann meist nur aus pragmatischen Gründen. Wenn aber die Hrsg. des vorliegenden Bandes betonen, dass „derartige ‚Kulturbeziehungen‘“ insofern recht ambivalente Erscheinungen [sind], als sich die indigenen ‚Anderen‘ als Objekt gelehrten oder pädagogischen Interesses, eher durch Passivität auszeichnen (S. 10), so verrät genau das den Blick von außen. Die „Objekte gelehrten Interesses“ waren allenfalls zur Passivität verdammt oder in sie hineinprojiziert worden, sie „zeichneten“ sich nicht durch sie „aus“. Auch eine spätere, etwas gezwungen politisch-korrekt klingende Formulierung verrät wenig Vertrautheit mit der Materie und abermals den Blick von außen: „So sehr daher das nationale Erwachen zurecht als Emanzipation von jahrhundertelanger (politischer wie kultureller) Fremdherrschaft angesehen werden darf, so sehr verbietet es sich auf der anderen Seite, dieses geschichtliche Ereignis – in arroganter Fortführung des kolonialen Blicks – als genuine Leistung und Vermächtnis der deutschen Oberschicht hinzustellen“ (S. 12). Keine ernstzunehmende wissenschaftliche Publikation hat solches je getan.

Diese etwas ungeschickte Verrenkung im letztgenannten Zitat ist leider symptomatisch für die gesamte Einleitung, die für Klarheit sorgen will, jedoch eher Ratlosigkeit hinterlässt. Gewiss, Begriffe müssen problematisiert und definiert werden, es ist auch nicht nur das Recht, sondern geradezu die Pflicht jeder nachwachsenden Generation, alte Begrifflichkeiten kritisch zu hinterfragen und gegebenenfalls durch neue, passendere zu ersetzen – aber was hier geschieht, ist eher das Gegenteil. Am besten lässt sich das an der erwähnten Emanzipation von der Fremdherrschaft zeigen, die hier zudem als zeitliche Grenze für

³ Ebenda, S. 204.

eine „ungewöhnliche Ausdehnung des Frühneuzeitbegriffs“ (S. 1) dienen muss, die an dieser Stelle nicht weiter diskutiert werden soll. Aber wie soll nun diese Emanzipationsbewegung genannt werden, die als „nationales Erwachen“ bereits im Untertitel des Buches auftaucht? In der Einleitung gibt es vier verschiedene Versionen (hier wegen der im Text verwendeten Anführungszeichen kursiv gesetzt): *bis zum ‚nationalen Erwachen‘* (S. 1); *das so genannte nationale Erwachen* (S. 2); *Das ‚nationale Erwachen‘* (S. 2); *das nationale Erwachen* (S. 12, 19). Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass die Vf. sich bei der Verwendung des traditionellen Begriffs „Nationales Erwachen“ nicht wohlfühlten, sich andererseits aber nicht trauten, einen terminologischen Schnitt zu machen und ausschließlich von – beispielsweise – einer „nationalen Emanzipationsbewegung“ zu sprechen. Das führt dann zu erheblicher terminologischer Unschärfe, weil man nicht mehr weiß, wie die Anführungszeichen, einfache oder doppelte, zu interpretieren sind.

Ähnlich gewunden sind die Bezeichnungen für Menschen, die keine Deutschen sind. Im Angebot sind: *lettische und estnische Urbevölkerung* (S. 2); *Nicht-Deutsche* (S. 3); *indigene nichtdeutsche Bevölkerung* (S. 8); *die indigenen ‚Anderen‘* (S. 10); *nicht-deutsche Bevölkerung* (S. 11); *‚nichtdeutsche‘ Esten* (S. 16); *indigene estnische Bevölkerung* (S. 16). Damit nicht genug, wird offenbar auch das Deutsche selbst als schwammige Kategorie aufgefasst und bisweilen sicherheitshalber in einfache Anführungszeichen gesetzt (S. 8, 12). Was genau diese Anführungszeichen andeuten, ist wiederum unklar.

Es sind diese Unstimmigkeiten in der Einleitung, die Stirnrünzeln hervorrufen und zu der eingangs genannten Frage führen, ob die Veröffentlichung *in dieser Form* (denn hierauf sollte die Betonung liegen) als gelungen zu betrachten ist. Wäre eine andere Form, nämlich die in einschlägigen Fachzeitschriften, nicht besser gewesen?

Die 21 Beiträge, davon drei auf Englisch verfasst, sind in sechs Blöcke aufgeteilt. Die ersten drei Aufsätze befassen sich mit Büchersammlungen in Bibliotheken in Tallinn (Reval) (Mari Tarvas) und Vilnius (Aušra Rinkūnaitė, Arvydas Pacevičius) sowie einem interessanten Rekonstruktionsversuch des untergegangenen Kurländischen Provinzialmuseums in Mitau (Kay-Hermann Hörster) und treten unter dem Obertitel „Bibliothek, Archiv, Museum“ auf. Es folgt ein Block „Frömmigkeit und geistliche Traditionen“ mit einem Artikel über ein pietistisches Netzwerk in Riga und Livland (Beata Paškeviča), einer Darstellung zu Kristijonas Donelaitis (Žavinta Sidabraitė) und einer ausführlichen Abhandlung zu Gotthard Friedrich Stender (Björn Spiekermann). Vier Artikel befassen sich mit „Eliten, Gelehrsamkeit, Geselligkeit“: Es geht hier um kurländische Streitschriften (Oliver Hegedüs), Johann Gottfried Herders *Publikumsschrift* von 1765 (Kaspar Renner), Johann Georg Hamann (Raivis Bičevskis) und die Tallinner Geselligkeitsvereine um 1800 (Matthias Müller). Danach werden „Sprache und Öffentlichkeit“ in vier Beiträgen behandelt, die sich durchweg im lettischen Raum bewegen: Zur Übersetzungsgeschichte in Livland und Lettland (Julija Boguna), zu einer lettischen Quartalsschrift (Pauls Daija), zur ersten lettischen Zeitung (Aiga Šemeta) und zu Ulrich Freiherr von Schlippenbachs Werk *Malerische Wanderungen durch Kurland* (Karin Vorderstemann). Schließlich folgen vier Aufsätze zum Thema „Musikleben, Repertoires, musikkulturelle Beziehungen“, die mehrheitlich im estnischen Raum angesiedelt sind. Es geht um Nachlassverzeichnisse Tallinner Musiker (Heidi Heinmaa), um das Musikleben in Tartu (Dorpat) anhand eines Briefwechsels aus dem 19. Jh. (Toomas Siitan), um das Deutsche Theater in Tallinn (Kristol Pappel) und um die Musik am Rigaer Stadttheater im 19. Jh. (Antje Tumat).

Etwas unglücklich erscheint der letzte Block, der vermutlich wegen seiner Überschreitung der im Titel formulierten Grenze des 19. Jh. den Titel „Ausblicke“ verpasst bekommen hat. Er enthält zunächst einen Beitrag über einige deutschbaltische Autoren aus dem 20. Jh., dessen Autor Wilhelm Kühlmann im Übrigen auf die „divergente [...] Geschichte dieser Länder [gemeint sind Estland und Lettland] im Vergleich mit Litauen und dem Memelland“ (S. 502) hinweist. Sodann folgt Reet Benders profunder Überblick zum baltischen Deutsch, der für die hier problematisierte Thematik (wenn er auch in der

Beitragsübersicht in der Einleitung leider unerwähnt bleibt) sehr illustrativ ist: Zum einen ist er ein wunderschönes Beispiel dafür, dass hier ein Gegenstand betrachtet wird, der nun wirklich grenzüberschreitend bzw. länderübergreifend betrachtet werden muss, da sich das Phänomen gleichermaßen auf die heutigen Staatsgebiete von Estland und Lettland erstreckt, was auch niemand in der Fachwelt jemals anzweifeln würde. Gleichzeitig jedoch hat dieses Phänomen nichts mit Litauen zu tun (auch nicht, wenn man das Deutsch der Memelländer irgendwie mit heranzöge, was Bender indes selbstverständlich nicht tut). Als dritter Beitrag in diesem Block wird die Podiumsdiskussion abgedruckt, was dokumentarischen Charakter haben mag, jedoch keinen klar ersichtlichen Mehrwert. Der Wert des Buches liegt in seinen materialreichen Einzelbeiträgen, die unabhängig voneinander in den jeweiligen Fachdiskursen rezipiert werden dürften. Der besondere „baltische Kulturraum“ bleibt jedoch ein Phantom.

Assen

Cornelius Hasselblatt

Hatzfeld. Ordnungen im Wandel. Hrsg. von Reinhard Jöhler. Cosmopolitan Art – Schiller Verlag. Timișoara – Bonn 2020. 413 S., zahlr. Ill. ISBN 978-606-988052-4; 978-3-946954-88-0. (€ 33,95.)

Ganz in der Nähe meiner Budapester Wohnung befindet sich die Zsombolyai utca (Hatzfelder Gasse). Hinzu kommt ein das Interesse weckender Zufall: Meine Vorfahren mütterlicherseits – Banater Schwaben – lassen sich in Tschakowa (ung. Csák, rum. Ciacova) bis zum späten 18. Jh. urkundlich verfolgen, in der Nachbarschaft von Hatzfeld, Gegenstand des hier anzuzeigenden Bandes.

Außere Anlässe für die (leicht verspätet erschienene) Publikation waren das dreißigjährige Jubiläum des Tübinger Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde (IdGL) 2017 und vor allem das 250-jährige Jubiläum der Gründung von Hatzfeld im Jahr 2016. Wie aus der Einführung von IdGL-Direktor Reinhard Jöhler hervorgeht, gibt es heute Hatzfeld im Grunde zweimal: „Hatzfeld existiert derart im heutigen Jimbolia [...] und in der 1981 in Deutschland gegründeten, um den wechselseitigen Austausch [...] sehr bemühten Heimatortsgemeinschaft weiter. [...] Hatzfeld steht [...] stellvertretend für die ganze, in sich sehr heterogene und inzwischen ausgesprochen multilokale ‚donauschwäbische Welt‘“ (S. 8). Dementsprechend – und wohl auch, um für eine möglichst breite Rezeption zu sorgen – ist den einzelnen Beiträgen jeweils eine kurze Zusammenfassung in englischer, rumänischer, serbokroatischer und ungarischer Sprache angefügt.

Der Band bewältigt erfolgreich den Spagat, eine einerseits höchsten wissenschaftlichen Ansprüchen genügende, andererseits gut lesbare Aufsatzsammlung zu bieten, sodass auch ein nur eher allgemein an diesem Teil des südöstlichen Mitteleuropa interessierter Leser auf seine Kosten kommt. Das Buch liefert zudem die perfekte Ergänzung zu der Publikation *Das Landgut von Hatzfeld* von 2016.¹ Während dort die – nach heutigen Begriffen – Standort- und Regionalentwicklungspolitik der Familie Csekonicos, seit 1790 Pächter bzw. seit 1800 Eigentümer der ausgedehnten Grundherrschaft Hatzfeld, im Mittelpunkt steht, spielt hier die Großgemeinde bzw. Kleinstadt selbst die Hauptrolle.

Hatzfeld verdankt seine Gründung der zweiten, 1763 durch Maria Theresia begonnenen Welle der „Impopulation“ des 1718 von der osmanischen Herrschaft befreiten und seither unmittelbar von der ungarischen Hofkammer verwalteten Banats. Das schiere Überleben der deutschen Siedler im ersten Winter nach ihrer Ankunft grenzt an ein Wunder – Assoziationen mit der Ankunft der *pilgrim fathers* in Nordamerika drängen sich durchaus auf. „Mit Hatzfeld war eine Mustergemeinde geplant“, wie Mária Fata in ihrem Beitrag

¹ MÁRIA SZILÁGYI, ANICA DRAGANIC: Domeniul de la Jimbolia. Moșia din Banat a familiei Csekonicos / Das Landgut von Hatzfeld. Banater Großgrundbesitz der Familie Csekonicos / A Zsombolyai uradalom. A Csekonicosok bányási nagybirtoka, Székesfehérvár 2016.